Nr. 143. Sonnabend, den 22. Juni 1912. 26. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich M. 1,20, vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich M. 2,70, für das Ausland monatlich M. 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11. 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Karl Petersson in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Wilhelmsburg** bei H. Möller, Schulstr. 13. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

Staats- und Gesellschaftsretter.

Der Klassenkampf unserer Zeit, der sich in der großen Welt, im Makrokosmus, abspielt, wird am deutlichsten widergespiegelt im Mikrokosmus, in der kleinen Welt, wo man seine charakteristischen Begleiterscheinungen am besten zu erkennen vermag. Auch kann man hier den Umtrieben, den Schleichwegen und den unschönen Mitteln überhaupt, mit denen die oberen Zehntausend ihre Privilegien zu befestigen trachten, besser auf die Spur kommen, als in der großen Welt, wo der Blick mehr von den Einzelheiten abgelenkt wird. Ein Bild des modernen Klassenkampfes im Mikrokosmus gibt erschöpfend und höchst lehrreich eine Broschüre, die dieser Tage erschienen ist und die den Kampf der Arbeiterklasse gegen den Kapitalismus in der kleinen, gegen 20 000 Einwohner zählenden, sehr industriellen Stadt Eilenburg im Kreise Merseburg der Provinz Sachsen darstellt.*) Durch das Eingreifen des genügend bekannten Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie und durch die massenhafte Entsendung von Berliner und Hamburger Streikbrechern nach Eilenburg haben die dortigen Kämpfe eine weit mehr als lokale Bedeutung erlangt, und sie sind vielfach benutzt worden, um die Forderung der großindustriellen Scharfmacher und ihres journalistischen Trosses nach verstärktem „Schutz für die Arbeitswilligen“, mit andern Worten nach einer neuen Zuchthausvorlage zu unterstützen. Die verdienstvolle Broschüre beweist nun, daß die Eilenburger Ereignisse weit eher geeignet sind, für die klassenbewußten Arbeiter Schutz gegen die Praktiken der Firma Hintze & Co. zu verlangen. Da jetzt gerade wieder mit aller Macht in das große Nachtwächterhorn geblasen und über den angeblichen „Terrorismus der Sozialdemokratie“ und der freien Gewerkschaften so häufig geklagt wird, so bekommt die Broschüre noch ihre besondere Aktualität.

Der alte Oberscharfmacher Bueck, der in seinen alten Tagen bekennen mußte, daß er sein Lebensziel, die Vernichtung des Koalitionsrechts und die Zertrümmerung der freien Gewerkschaften, nicht erreicht habe, und der damit die von den Scharfmachern bezahlte Presse zu Krokodilstränen rührte, hatte vor bald zwei Jahren das Signal zu den Kämpfen in Eilenburg gegeben, indem er behauptete, in Eilenburg habe er gesehen, wie die ganze Einwohnerschaft unter dem Terrorismus der Sozialdemokratie schmachte. Er nahm nun Anlaß, seine Mitscharfmacher zum „furchtbaren Entscheidungskampf“ aufzurufen und Opfer zu bringen, um den Sieg zu erzielen. Er meinte, dann würden die Herren Scharfmacher von dem kommenden Geschlecht als Retter des Staates und der Gesellschaft gepriesen werden, „vor allem als die Retter unserer hochentwickelten Kultur, die zugrunde gehen müßte, wenn die Sozialdemokratie das Zepter in die Hand bekommen sollte“.

Da der große Bueck sonach das kleine Eilenburg zum Anlaß genommen hat, um die ganze kapitalistische Welt zum „Kulturkampf“ gegen Sozialdemokratie und freie Gewerkschaften aufzurufen, so lohnt es sich heute, nach der vorliegenden aktenmäßigen Darstellung, zu rekapitulieren, was in Eilenburg vorgegangen. Sozialdemokratie und freie Gewerkschaften sind inzwischen an dem Bueckschen Bannfluch nicht zugrunde gegangen, sondern blühen und gedeihen fröhlich weiter.

In Eilenburg waren noch im vorigen Jahre die Arbeitsbedingungen sehr ungünstig; es wurden noch Wochenlöhne von M. 12, M. 14 und M. 16 gezahlt. Als nun die Wirkungen der „bewährten Wirtschaftspolitik“ und der famosen „Finanzreform“ sich geltend machten und die Arbeiter mit solchen Löhnen absolut nicht mehr leben konnten, begann es unter ihnen zu gären. Es war vorauszusehen, daß es zu Lohnkämpfen kommen werde, und die Arbeiter rüsteten sich durch Ausbau ihrer Organisationen. Statt nun einzusehen, daß die Bewegung unter den Arbeitern eine unausbleibliche Folge der Lebensmittelteuerung sei, erklärten die Unternehmer alles für ein Produkt „sozialdemokratischer Hetzereien“ und suchten als Gegengewicht eine „nationale“ Arbeiterorganisation zu gründen. Der bekannte Reichsverband sandte einen „Arbeitersekretär“, ein abgefallenes Mitglied des Metallarbeiterverbandes, nach Eilenburg. Dieser ließ dort sogleich ein Flugblatt los und erging sich in den gröbsten Schmähungen gegen Sozialdemokratie und Gewerkschaften; er suchte den erstaunten Eilenburger Arbeitern einzureden, wie sehr sie unter dem „Terrorismus“ der Sozialdemokratie zu leiden hätten. M. 4000 jährlich gaben die Unternehmer für diesen „Arbeitersekretär“ und die von ihm begründete „nationale“ Arbeiter- respektive Streikbrecherorganisation aus.

So begann der Kampf, und gleich darauf kam auch der erste Streik in den Dermatoidwerken, wo der niedrigste Stundenlohn 19 ₰, der durchschnittliche 28 ₰ betrug; Familienväter waren mit 22 ₰ Stundenlohn eingestellt. Zur Arbeitseinstellung kam dann die Aussperrung und die Abtreibung von Lokalen, die mehr oder minder regelmäßigen Begleiterscheinungen der Lohnkämpfe; dann kamen die Versuche, die Gewerkschaften und mit ihnen das Koalitionsrecht zu erdrosseln. Die Vernichtung dieses wichtigsten Volksrechtes ist immer das verborgene Ziel derer, die einen verstärkten „Schutz für die Arbeitswilligen“ fordern.

Um das Idyll mit den niedrigen Löhnen aufrechtzuerhalten, ließen die Unternehmer nunmehr Streikbrecher in Masse anwerben. Diese Elemente betrugen sich derart, daß die bürgerliche Einwohnerschaft in Eilenburg nicht minder empört war, als die im Ausstand befindlichen Arbeiter. Sogar die bürgerliche Presse legte sich scharf gegen die Hintzegarde ins Zeug. Was von dem Terrorismus der Streikenden — in Nachbetung der Märchen des Herrn Bueck — erzählt wurde, erwies sich als eitel blauer Dunst.

Diese Tatsachen zu verbreiten, ist wichtig angesichts der fortgesetzten Bemühungen der Scharfmacher für eine Wiederbelebung der vor 12 Jahren begrabenen Zuchthausvorlage. Zwar ist ein konservativer Vorstoß in dieser Richtung im Reichstage mißglückt. Allein wir sehen, wie der Einfluß der Großindustriellen immer mehr sich auch bei den liberalen Gruppen geltend macht. Zahlreiche Nationalliberale sind neuerdings für „mehr Arbeiterschutz“ gewonnen, und in diesen Tagen hat auch der Hansabund diese Forderung unter seinen „neuen Richtlinien“ aufgenommen. Reaktionäre Blätter wiederholen den Ruf nach der Zuchthausvorlage fast täglich. Man sieht, wie der Liberalismus auch in diesem Falle durch das beharrliche Schwenken des „roten Lappens“ sich einschüchtern und der Reaktion in die Arme treiben läßt. Denn der liberale Spießbürger glaubt steif und fest an das Märchen vom „Terrorismus der Sozialdemokratie“, unter dem angeblich nicht etwa nur die Stadt Eilenburg, sondern die ganze bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Kriegsheer von einer halben Million Soldaten und mit all ihren Reichtümern schmachtet.

Das müßte eine traurige Kultur sein, die von den Scharfmachern mit den Hintzebrüdern gerettet werden sollte. Die Kultur muß im Gegenteil gegen diese Elemente beschützt und vor ihnen gerettet werden.

*) Der Kampf der Sozialdemokratie um die Vorherrschaft in Eilenburg. Die Zerstörung einer reichsverbändlerischen Legende. Im Verlage des Gewerkschaftskartells Eilenburg. 1912.

Politische Uebersicht.

Die Reichstagsersatzwahl in Hagenow-Grevesmühlen.

Das Wahlergebnis, das vollständig noch nicht vorliegt, entspricht dem, was man im voraus erwarten konnte, daß nämlich die unvermeidliche Stichwahl zwischen Konservativen und Fortschrittlern auszufechten ist. Die mitgeteilten Zahlen bringen dagegen insofern eine Ueberraschung, als, wenn sie durch das endgültige Resultat nicht noch verschoben werden, der Fortschrittler den Konservativen überholt hat. Im Januar hatte Pauli 7063 Stimmen, der Fortschrittler 6140 und der sozialdemokratische Kandidat 6151 Stimmen. Jetzt hat Pauli nur 6130 Stimmen, der Fortschrittler Sivkovich dagegen 6580 und Genosse Kober 4065 Stimmen erhalten. Pauli hat also trotz der gewaltigsten Anstrengungen und der skrupellosesten Wahlmache der Konservativen mehr als 900 Stimmen verloren, während der Fortschrittler 440 Stimmen gewonnen hat. Daß mit einem Verlust an sozialdemokratischen Stimmen zu rechnen sei, haben wir schon vor der Wahl dargelegt. Es ist das nicht nur eine Folge davon, daß die alten Wählerlisten benutzt wurden, sondern auch auf die sommerliche Abwesenheit vieler Saisonarbeiter zurückzuführen. Der Einfluß dieser Umstände hat sich jedoch größer erwiesen, als vorher angenommen werden konnte.

Den Konservativen und Agrariern ist der Stimmenverlust ihres Mannes und die Zunahme der fortschrittlichen Stimmen sehr schmerzlich und die „Deutsche Tagesztg.“ sucht ihren Schmerz zu mildern, indem sie den Zuwachs des Fortschrittlers sozialdemokratischer „Taktik“ zuschreibt. Sie behauptet, in dem sozialdemokratischen Stimmenverlust liege der Schlüssel zu der veränderten Sachlage: „Während der konservative Stimmenverlust sich aus der regelmäßig beobachteten verminderten Wahlfreudigkeit bei Nachwahlen einigermaßen erklären läßt, hat die Sozialdemokratie ganz offenbar nicht nur den Wahlkampf „gedämpft“, sondern auch eine erhebliche Anzahl von Wählern für den befreundeten Freisinn abkommandiert. Dadurch erklärt sich dann mühelos der Gewinn des Freisinns; und die Folge ist, daß diesmal nicht der Sozialdemokrat, sondern der Freisinnige mit dem Konservativen in Stichwahl kommt. Auf diese Weise hofft man, das Mandat für die Linke zu gewinnen, obwohl diese am 1500 Stimmen gegen den Januar verloren hat. Man wird abwarten müssen, ob wirklich der nationalliberale Teil der Wähler des Herrn Sivkovich durchweg einem Freisinnigen die Stimme geben wird, der sicher nur als ergebener Vasall der Sozialdemokratie in den Reichstag einziehen würde.“

Ob das Agrarierblatt das selbst glaubt, wissen wir nicht. Aber auch dann ist es ein schlechter Trost für den eigenen Stimmenverlust. Die Rechnung, daß die Nationalliberalen den Konservativen noch zur Hilfe kommen, wird sich um so schwerer erfüllen, als der Fortschrittler Sivkovich, wie seine eigenen Leute im Wahlkampf verkündet haben, der nationalliberalen Partei näher steht als mancher andere. Selbstverständlich werden auch die sozialdemokratischen Wähler in der Stichwahl helfen, den Konservativen hinauszuwerfen.

Die Stichwahl hat der von der Wahlprüfungskommission des Reichstags wegen seines Verhaltens bei der Januarwahl gerüffelte Wahlkommissar v. Plessen schon auf den nächsten Freitag, 28. Juni, festgesetzt. Man will die „schreckliche“ Zeit der Wahlagitation so bald wie möglich abkürzen und Ruhe haben vor jeder Wahltätigkeit.

Ein später eingehendes Telegramm meldet:

Hagenow, 21. Juni. Nach dem vorläufigen amtlichen Wahlergebnis wurden bei der Neuwahl in Hagenow-Grevesmühlen abgegeben: für Sivkovich (liberal) 6962, für Pauli (S.) 6736 und für Kober (SD.) 4267 Stimmen. Es fehlen noch für kleine Orte. Somit findet zwischen Pauli und Sivkovich Stichwahl statt.

Ein neuer Angriff auf das Reichstagswahlrecht.

Die Feinde des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts, das den Volksmassen einen steigenden Einfluß auf die Gesetzgebung verschafft, gehen fortgesetzt darauf aus, dieses Wahlrecht und den auf ihm fußenden Reichsparlamentarismus zu diskreditieren. Ein solcher Versuch findet sich wieder in einem Artikel des „Deutschen Reichsarchivs“, in dem sich folgende Sätze finden:

„Für jeden Beruf, für jedes Amt wird heute eine gewisse Befähigung verlangt. Der Weichensteller muß eine Prüfung ablegen, der Handwerkslehrling hat nachzuweisen, daß er etwas von seinem Fache versteht. Nur von dem Gesetzgeber, dem Abgeordneten, werden für sein Amt keinerlei Fähigkeiten verlangt. Jeder Deutsche, der 25 Jahre alt ist und sich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindet, ist zum Gesetzgeber reif, ob er lesen oder schreiben kann, ob er etwas von den Aufgaben des Reichstages versteht oder nicht, ist ganz gleichgültig.

Die demokratische Staatsphilosophie konstruiert sich den Parlamentarismus als den Sammelpunkt der besten, erleuchtetsten und vertrauenswürdigsten Geister. Je mehr die Herrschaft des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zum Reichstage ihren Einfluß ausübte und eine maß- und rücksichtslose Agitation jegliche Autorität, jegliches Ansehen, jeglichen inneren Wert des einzelnen in den Staub zog, ist es völlig anders geworden. Die Diätengewährung hat noch ein übriges dazu getan.

Heute ist das besoldete und versorgungsberechtigte Proletentum auf dem Wege zur Macht, die Gesetzgebung zu beherrschen oder den Parlamentarismus zum Stillstand zu bringen. So verflüchtigt sich das demokratische Ideal vom Parlamentarismus, und wenn sich die Dinge weiter im Zuge der letzten Reichstagswahlen auswachsen sollten, dann werden in nicht allzu langer Zeit approbierte Proletarier die Entscheidung über Form und Inhalt unserer Reichsgesetzgebung haben.“

Diese gehässige Auslassung gegen das Parlament des allgemeinen, gleichen Wahlrechts ist entweder Ausfluß grenzenloser Ueberhebung irgend eines Intellektuellen, der den Universitätsbesuch für die alleinige Quelle aller Weisheit und alles Könnens ansieht, oder er ist von ausgeprägter Feindschaft gegen die sich emporringende Arbeiterklasse eingegeben. Vielleicht trifft auch beides zusammen. Von der demokratischen Staatsphilosophie hat der Urheber jener Sätze jedenfalls eine sehr mangelhafte Vorstellung. Sie will dem ganzen Volke den ihm gebührenden Einfluß auf die Gesetzgebung sichern. Wenn heute weniger „erleuchtete Geister“ im Reichstag sitzen als zu Beginn des neuen Deutschen Reichs, so ist das jedenfalls nicht Schuld des Reichstagswahlrechts. Uebrigens sind die „erleuchteten Geister“ keineswegs immer die besten und verständigsten Gesetzgeber; davon haben die vielen Professoren in der 48er Frankfurter Nationalversammlung einen drastischen Beweis geliefert. Auch in den ersten Legislaturperioden des deutschen Reichstags, als die Sozialdemokratie erst ein kleines Häuflein von Abgeordneten stellte, haben dort neben relativ wenigen hervorragenden Männern sehr viele Mittelmäßigkeiten gesessen. Das wird immer so sein und ist auch in Parlamenten, die auf Grund reaktionärer Wahlrechte gewählt worden, ebenso. Oder hat etwa das preußische Dreiklassenparlament ein höheres geistiges Niveau als der Reichstag?

Das demokratische Ideal vom Parlamentarismus verflüchtigt sich also keineswegs, weil es im Sinne des Verächters des allgemeinen, gleichen Wahlrechts niemals bestanden hat. Der Aerger ist nur, daß die Arbeiterklasse durch ihre Vertreter einen wachsenden Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnt. Das läßt ja der Schlußsatz über die „approbierten Proletarier“ deutlich erkennen. Diese „approbierten Proletarier“ sind nämlich sogar manchen „erleuchteten Geistern“ in richtigem politischem Urteil und in der Kenntnis der Volksbedürfnisse gar sehr über. Darum die Tränen über die angeblich wunderliche Wirkung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts!

Die Sozialdemokratie auf dem Lande.

Die Angst vor der Sozialdemokratie und vor der Ausdehnung ihres Einflusses speziell auf dem Lande nimmt bei manchen Gegnern geradezu groteske Formen an. Da ist die Reichsversicherungsordnung ausgesprochenermaßen mit zu dem Zweck geschaffen, um der Sozialdemokratie zu schaden, indem man ihren Einfluß in den Krankenkassen beschränken wollte. Und jetzt hat ein weiser Mitarbeiter der „Post“ entdeckt, daß da wieder eine neue „Gefahr“ von der Sozialdemokratie droht. Er beschäftigt sich mit der Frage der Landkrankenkassen und der Möglichkeit, mit diesen neuen sozialpolitischen Einrichtungen die Sozialdemokratie vom Lande fernzuhalten. Er kommt allerdings zu dem eigenartigen Resultat, die Sozialdemokratie mit der vollständigen Rechtlosigkeit der Bauern bekämpfen zu wollen, und muß wider Willen eingestehen, daß es gar keiner Agitation für den Sozialismus auf dem Lande bedarf, daß allein die praktische sozialpolitische Arbeit der Sozialdemokraten imstande sei, die Bauern zu gewinnen.

Der Artikelschreiber ist fest davon überzeugt, daß die Sozialdemokratie trotz der neuen Versicherungsordnung ihren Einfluß in den Ortskrankenkassen behalten werde. Daraus zieht er den Schluß, die Ortskrankenkassen müssen unter allen Umständen bekämpft und vom Lande ferngehalten werden. Die Sozialdemokratie agitiere für die Ortskassen. Keine der andern politischen Parteien, die die Reichsversicherungsordnung geschaffen haben, hätte es für notwendig gefunden, für irgendeine der zugelassenen Kassen zu agitieren. Die Regierungen aber begünstigten die sozialdemokratische Arbeit für die Ortskassen:

„In Baden werden Landkrankenkassen überhaupt nicht errichtet werden, und allem Anschein nach werden Thüringen und Braunschweig nachfolgen. Was aber am meisten in Erstaunen setzen muß, ist die Tatsache, daß auch die preußische Regierung sich allen Ernstes anschickt, die Bildung von Landkrankenkassen wenigstens dort nicht zuzulassen, wo bereits Ortskrankenkassen vorhanden sind. Wie wir hören, wird im Rheinland und Westfalen und wahrscheinlich auch in andern preußischen Provinzen allgemein nach diesen Grundsätzen verfahren werden. Ein solches Vorgehen ist nach der bisherigen Haltung der preußischen Regierung ganz und gar unverständlich. . . . Da Rheinland und Westfalen und auch andere preußische Provinzen zum größten Teil mit dem platten Lande industrialisiert sind und in den meisten Orten bereits Ortskrankenkassen bestehen dürften, so darf von vornherein angenommen werden, daß, falls es in diesen Provinzen überhaupt zur Bildung von Landkrankenkassen kommen wird, dieser sicher verschwindend wenige sein werden. Damit hat die preußische Regierung prinzipiell ihren früheren Standpunkt aufgegeben, sie scheint nur einstweilen an dem Entschluß festzuhalten, daß auf dem Lande beziehungsweise dort, wo bisher Ortskrankenkassen noch nicht vorhanden waren, die Errichtung von Landkrankenkassen vor sich gehen soll. Wir sagen „einstweilen“, da man sich gar nicht zu wundern braucht, wenn im letzten Augenblick mit einem Male wieder anders bestimmt wird. Der preußische Staat, der eine hochentwickelte, sich immer mehr ausdehnende Industrie pflegten die Ursache zu sein . . . — Als dem Dichter das nun mit so stiller, versteckter Bosheit unter die Nase gerieben wurde, ging die Wut mit ihm durch.

„So instrucert es der Teufel!“ schrie er. „Aber wann Sie mein Stück nicht so spielen, wie ich es will, dann soll es ein anderer spielen!“

„Sie wollen es zurückziehen?“ fragte Hellmann mild.

„Ja, das tu ich! Das soll Gott wissen! Das soll ich wirklich tun!“

„Schön!“ war die kühle Antwort. „Aber bitte schriftlich! Das ist bei mir Hausgesetz. Mündlich — da wollen die Herren Dichter es nachher immer nicht gewesen sein. — — Und nun bitte, Fräulein Olai, weiter! Den letzten großen Satz noch einmal!“

Was war gegen diesen unbeirrbaren Gleichmut zu machen! Ebensogut hätte man sich mit der leeren Luft streiten können . . .

Wenn sich die beiden Kämpen am Abend nach so einem Zusammenstoß wieder begegneten, machte Hellmann diplomatisch einen Scherz über die übliche Probenaufgeregtheit, und Gunnar ging wohl oder übel auf diesen Ton ein. Er empfand sogar eine gewisse Erleichterung, eine Art Dankbarkeit dabei. —

(Fortsetzung folgt.)

[58]

Die Tochter.

Roman in zwei Bänden von Korfiz Holm.

Das Recht, Lisen in volkstümlicher Koseform beim Vornamen zu nennen, hatte sich Adrian sehr unbefangen usurpiert. Und zwar schrieb sich dieser Brauch bei ihm von einem Erlebnis her, das ein anderer schwerlich zum Anlaß dafür genommen hätte.

Wenige Tage nachdem Lisa in Berlin eingetroffen war, hatte er sie einmal besucht; weislich zu der Nachmittagsstunde, wo Gunnar in einem Café die norwegischen Zeitungen zu lesen pflegte. — Zunächst überreichte er ihr mit preziös eckiger Grazie eine umständlich in Seidenpapier und Watte verpackte Orchidee. Dann kramte er einigen Klatsch über gemeinsame Bekannte aus, wie er ihn stets auf Lager hatte oder auch im Augenblick erfand. — Er besaß ein erstaunliches Talent, sich aus den knappsten Andeutungen und Anzeichen die erstaunlichsten Geschichten zusammenzuphantasieren, mit einer Fülle von Einzelheiten, bei denen es ihm auf Wahrscheinlichkeit viel weniger ankam als auf Amüsantheit. — Es lag übrigens keine planvolle Bosheit in diesen Lästerreden; sie entsprangen vielmehr der Lust, alles als Erster zu wissen — also der Sicherheit halber, bevor es geschah. — So konnten sich kluge und freie Leute über seine Art nicht gut moralisch entrüsten: er war ja selbst jeder moralischen Entrüstung gänzlich unfähig . . . Sogar wenn er seinem besten Freunde mit kaltem Blute ein Verbrechen nachsagte, geschah das nicht etwa, um ihn anzuklagen, sondern um zu zeigen, was für ein lustiger und famoser Kerl jener wäre . . .

Lisa hatte diese Sturzsee von Worten ohne viel Interesse und ziemlich zerstreut über sich hinbrausen lassen. Sie kannte Andrians Hijiörchen ja . . . Nur eines wunderte sie: er machte heute dabei einen so erregten, verlegenen Eindruck und sprach, als ob er selbst nicht mit der gewohnten Begeisterung bei der Sache wäre . . .

Schließlich bemächtigte sich ihrer ein peinliches Gefühl, das sie sich nicht recht zu deuten wußte, für dessen instinktive Sicherheit sie jedoch nur zu bald den Beweis empfangen sollte: — ganz aus dem Stegreif machte Andrian plötzlich den Versuch, handgreiflich zärtlich gegen sie zu werden.

Empört sprang sie auf und wies ihm die Tür. — Er aber ging keineswegs, sondern sagte sanft und elegisch:

„Das hab ich mir doch gedacht! Zu dumm, sowas! — Daß wir zwei nicht zusammenkommen sollen . . .! Ich . . . — Daß Sie diesen norwegischen Barbaren vor mir kennen lernen mußten . . .! — Denn bei Ihrer blöd und hoffnungslos monogamen Veranlagung . . .! — Mein Gott, was weiß denn er von Ihnen! — Wir zwei . . .! — Was kann er Ihnen geben? — Das Primitivste, nicht wahr? — In meiner Hand . . .! — Die letzten Dinge würden Ihnen aufgehen! Sie könnten eine von den ganz großen Frauen werden . . .“

Lisen hatte es bei diesem Erguß vor Staunen die Rede verschlagen. Jetzt wiederholte sie kühl und energisch:

„Bitte, verlassen Sie sofort mein Zimmer!“

„Aber Fräulein Olai . . .! Lisel! Sie werden doch nicht bös sein? — Ja, glauben denn Sie, er — Stenersen — wäre so wie Sie? — Ich kann Ihnen sagen: er ist sehr polygam. Da könnt ich Ihnen Geschichten erzählen . . .! Vergangnen Winter . . .“

„Bitte, das interessiert mich nicht.“

„Weil Sie's mir noch nicht glauben! — Ich sag Ihnen: die beste Parade ist der Hieb. — Daß der Sie über kurz oder lang betrügt, is sonnenklar. Sie können nix Gescheiters tun, wie ihm zuvorkommen.“

„Jetzt ist es aber genug!“ rief Lisa zornig.

„Ich geh ja schon! Sie brauchen durchaus nicht läuten. Ich geh schon! — Aber vergessen Sie nicht: ich steh Ihnen immer zur Verfügung.“

Dann hatte er sich mit ergeben hängenden Schultern zur Tür hinausgedrückt.

Und seit dieser Szene redete er sie, wenn sie sich auf der Probe oder abends begegneten, schlankweg „Lisel“ an. Vielleicht wollte er sich die Erinnerung an den Korb dadurch versüßen, daß er vor Dritten so tat, als stünde er sehr intim mit ihr; vielleicht bildete er sich mit der Zeit selber ein, daß dies der Fall sei . . .

Lisens Zorn über ihn verrauchte langsam. Es war nichts zu machen: auf die Dauer konnte man diesen närrischen Kerl nicht ernst genug nehmen, um ihm böse zu bleiben.

Nicht einmal Gunnar war ihm böse. Als er an jenem Nachmittag heimgekommen war, hatte er nach einem kurzen Rundblick durch das Zimmer mit sehr schlauem Gesicht gefragt:

„Nun, wie war die Liebeserklärung?“

„Woher weißt Du . . .?“

Da hatte er mit dem Finger nach der gefleckten Blüte gedeutet, die in einem Glas auf dem Tische stand.

„Ich sehe es von die Lasterblume — for zum wenigsten drei Mark in Abonnemang. — Wann Andrian ein Taler bezahlt, ist es immer eine solche Geschichte.“

*

Viel auszustehen hatte Lisa auf den Proben. Bei Tage gelang es ihr wohl, die Verstimmung, die sie von ihnen heimbrachte, abzuschütteln und für ihre freie Zeit halb zu vergessen. Nachts aber träumte sie häufig davon, hatte sie Albdrücken wie ein Schüler vor dem entscheidenden Examen.

Es ging dort auch sonderbar genug zu. — Außer dem leitenden Regisseur saßen noch eine Menge Leute im Parkett, die anfangs alle mithereinredeten. Das größte Wort führte der Maler, der die Dekorationen und Kostüme entworfen hatte, sicherlich ein sehr gescheiter und talentvoller Mensch; nur daß er vom Theater blutwenig verstand . . . Ihm kam es überall auf „die Linie“ und „den Fleck“ an, er wollte immer Bilder stellen. Das eigentlich Schauspielerische erschien ihm uninteressant, ja fast lächerlich und verächtlich. So durchkreuzte er mit seinen Anordnungen in einem fort die Absichten des Regisseurs, und dieser wünschte ihn heimlich zum Henker. — Aber das war noch nicht alles: von den fünf Dramaturgen hatte jeder eine andere Meinung und durfte sie stürmisch äußern. Durch die verrücktesten Einfälle zeichnete sich Andrian aus . . .

Lisa, als der Neuling, wurde von dem ganzen Kollegium am meisten mit guten Lehren verfolgt. Sie wußte nicht mehr, wo sie hinhören solle, und war oft nahe daran, in Tränen auszubrechen.

In der Mittelloge des ersten Ranges aber saß Gunnar neben dem Direktor. Er schäumte vor Zorn und schimpfte so laut über „diesen idiotischen Zirkus“, daß man bis auf die Bühne hin jedes Wort verstand. Hellmann jedoch tat, als ob er nichts davon höre. Mit seinem unbewegten Gesicht schaute er ohne ein Zeichen von Anteilnahme in den Wirrwarr. Es war, als wenn er auch hier die andern für sich denken ließe und sich dabei allmählich eine eigene Meinung bilde.

Denn plötzlich eines Tages begab er sich an die Rampe zum Regisseur, schob den, figürlich gesprochen, beiseite und nahm von Stund an die Leitung der Proben selbst in die Hand. Und nun half kein Dreinreden mehr. Die gutgezogenen Dramaturgen hielten sowieso den Mund; und Gunnarn und den Maler ließ Hellmann ruhig sprechen. Er drehte sich höflich nach ihnen um, unterbrach die Probe deswegen und hörte zu, wie sie ihre Meinung des langen und breiten begründeten. Dann nickte er und sagte:

„Das werden wir schon kriegen. — Also, bitte weiter!“

Aber es wurde nichts geändert; alles blieb genau so, wie er es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte. — Gunnarn war dasselbe ja schon auf Proben zu vielen seiner Stücke begegnet, und er konnte wissen, daß er im Grunde immer gut dabei gefahren war: Hellmann war ein ungewöhnlich geschickter Regisseur und steckte voll von Einfällen, die künstlerisch oft recht skrupellos waren, ihre Wirkung auf das Publikum und die Kritik jedoch so gut wie nie verfehlten. — Aber trotz dieser Erfahrung geriet der Dichter manchmal in helle Raserei.

„Ich will wissen, ob ich der Verfasser von das Stück bin oder nicht?“ schrie er.

„Aber natürlich,“ erwiderte Hellmann trocken und gleichsam mit einem sanften Staunen.

„Dann soll es so gespielt werden, wie ich es sage!“

„Selbstverständlich! Aeußern Sie nur Ihre Wünsche!“

„Das habe ich gemacht zum wenigsten zehnmal.“

„Dann hab ich Sie wahrscheinlich nicht recht verstanden.“

„Sie wollen es nicht verstehen! — Ich dachte überhaupt, Herr Wierbitzky instrueeret das Stück?“

„Ja—a,“ entgegnete der Direktor gedehnt und wendete sich an den Regisseur: „Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich Ihnen ein bißchen helfe, Herr Wierbitzky?“

„O, im Gegenteil, Herr Direktor!“

„Wenn das ein bißchen sein soll . . .!“ lachte Gunnar auf. „Warum schreiben Sie es dann nicht auf den Zettel, daß Sie es sind?“

„O, ich bin nicht ehrgeizig,“ gab Hellmann mit einem feinen Lächeln zurück.

Ein Murmeln erhob sich unter den Dramaturgen; ein Lächeln erhellte ihre Gesichter. — Es war doch ein Mordskerl, ihr Herr und Meister!

Auch Gunnar wußte natürlich, was es zu bedeuten hatte, wenn dieser kluge Rechner für die Aufführung eines Stückes nicht selbst verantwortlich zeichnete: starke Zweifel an dem Erfolg

Kunst, Wissenschaft und Leben.

Das Grundstück des Neuen Theaters am Besenbinderhof hat in topographischer und kulturhistorischer Hinsicht eine recht reizvolle Vergangenheit. Der Hammerbrook, also das Land von der Norderstraße inklusive an südlich bis zum Stadtdeich, ist erst durch die Aufhöhung mit dem Trümmerschutt, der aus dem großen Brande von 1842 stammte, bebaubar geworden. Vor siebzig Jahren noch glich diese Gegend, die heute von tristen Häuserblocks ausgefüllt ist, etwa dem jetzigen Marschgelände zwischen Steinbeck und Billwärder (wenn man sich die störenden Fabrikschornsteine im Süden wegdenkt). Der zwischen Besenbinderhof und der heutigen Norderstraße liegende Geestabhang war vom Hühnerposten an bis zum Strohhause mit einer Reihe prächtiger Gärten bedeckt. Die Häuser am Besenbinderhof, zu denen sie gehörten, waren herrschaftliche Familienhäuser reicher Patrizier. Man wohnte hier (wie am weiteren Zuge der Geestböschung in Borgfelde und Hamm) bereits „auf dem Lande“. Spuren der alten, soliden Vornehmheit trug zum Beispiel noch das Innere des erst jetzt durch den Erweiterungsbau des Gewerkschaftshauses verschwundenen Hauses, in dem die Bureaus des Maurerverbandes untergebracht waren.

Der schönste und berühmteste Garten der Gegend war der aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammende des Herrn Pierre Hiß, dessen prächtiges Haus dem heutigen Kreuzweg gerade gegenüber lag, genau an der Stelle des Neuen Theaters. Im Jahre 1825 wurde das Hißsche Besitztum zu einem „Tivoli“ umgewandelt: Es wurde, der damaligen Geschmacksrichtung entsprechend, eine „erstklassige“ öffentliche Wirtschaft mit Orangerien („Wintergarten“) eingerichtet. Der Abhang wurde zu sehr hübschen Terrassen benutzt, von denen man einen